

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Beilagen oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgegeben werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntage und Feiertage geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntage und Feiertage geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 7. Juni.

Man schreibt uns:

„Sie mögen sonst über Bismarck sagen, was Sie wollen, aber das müssen Sie zugestehen — seine äußere Politik war jedenfalls genial.“

So kann man heute an den Stammtischen „liberaler“ Philister Kannegießern hören. Vor dem „inneren“ Bismarck haben sie denn doch nach und nach ein gelindes Grinsen bekommen, namentlich nachdem der geschwähige Alte in Friedrichsruh Indiskretionen auf Indiskretionen begangen und seinen Nimbus selber zerstört hat. Aber an dem „äußeren“ Bismarck staunt der Philister wie sonst empor und sogar der „unerschrockene“ Freisinn vom Schlage Eugen Richters schwimmt da noch in Verwunderung.

Wir fühlen uns davon vollkommen frei. Wer heute das Facit der deutschen auswärtigen Politik zieht, der kommt, wenn er logisch denken kann, zu ganz anderen Schlüssen, wie der alle Gewaltmenschen anbetende und verhimmelnde liberale Philister.

Die auswärtige Politik Deutschlands bewegt sich im allgemeinen noch in denselben Bahnen, in die sie einst vom Fürsten Bismarck geleitet worden ist. Und wenn man von den Maximen des „ehelichen Maklers“, wie sich einst Bismarck mit vieler Selbstironie genannt hat, nicht abgeht, so muß man in absehbarer Zeit dahin kommen, daß Deutschland vollkommen isoliert dasteht.

„Über der Dreibund!“ werden da unsere Philister rufen. Ja, der Dreibund! Wir werden gleich sehen.

Bismarck hat einmal, als er für eine Heeresvermehrung plädierte, gesagt, die Bajonette Europas seien konzentrisch gegen Deutschland gerichtet. Wenn das wahr ist, dann könnte die auswärtige Politik Deutschlands, namentlich seit 1870, nicht wohl ungewöhnlicher gewesen sein, als sie es wirklich gewesen ist.

Das deutsche Reich hat sich nirgends beliebt zu machen verstanden und seine zeitweiligen Bundesgenossen waren immer nur solche, die durch momentane Interessengemeinschaften ihm zugehängt worden waren. Bei jeder Verschiebung der europäischen Lage gravitieren die Interessen dieser Bundesgenossen nach anderen Punkten.

Das deutsche Volk als solches hegt keine Feindschaft gegen irgend ein anderes Volk. Aber unsere Brüllpatrioten, Nationalitätsfanatiker, Rassenheger und Franzosenfresser, kurz alle jene Leute, die man in Frankreich unter dem Namen Chauvinisten zusammenfaßt und die bei uns so zahl-

reich wie in Frankreich sind — diese Elemente haben durch ihre unaufhörlichen Brutaltäten das Deutschtum im Ausland verhaßt gemacht. Das Bismarcksche Regiment hat den deutschen Chauvinismus förmlich gezüchtet und Bismarck selbst ist in der Franzosenfresserei mit gutem Beispiel vorgegangen.

Die nervös gewordene französische Bourgeoisie warf sich dem russischen Jarentum in die Arme — eine Wirkung der Beiruhigungspolitik, die Bismarck den Franzosen gegenüber verfolgt hatte. Diesem Bunde setzte er den Dreibund entgegen, eine Schöpfung, die von seinen Bewunderern hochgepriesen worden ist, die aber heute zur Bedeutungslosigkeit verurteilt erscheint. Denn der „eheliche Makler“ pflegte das System der „Neben- und Rückversicherungsverträge“ zu kultivieren, wodurch mit der Zeit alle Bundesgenossenschaften wertlos wurden. Denn wenn mit Oesterreich und Italien der Dreibund geschlossen wurde, so ließ darum Bismarck den Draht mit Rußland nicht abreißen, sondern hatte auch da seinen Nebenvertrag, was natürlich die Oesterreicher nachahmten und was jetzt die Frankfurter Zeitung enthüllt hat. Wenn so sich gegenseitig kreuzende Verträge bestehen, was soll denn da der Dreibund noch für einen Wert haben? Die Dreibundsgenossen sind ja wieder an Rußland gebunden und die russische Diplomatie, die unzuverlässigste und schlaueste von allen, würde in einem kritischen Moment sicherlich davon den vortrefflichsten Gebrauch zu machen wissen.

Während die journalistischen Lohndiener der Bismarckschen Politik dem Volke vorzulügen versuchten, Bismarck habe durch die unvergleichliche Weisheit seiner äußeren Politik dem deutschen Reiche die führende Macht in Europa verschafft, hat der „eheliche Makler“ weiter nichts gethan, als die Bahn geebnet, auf der Rußland zur führenden Macht in Europa gelangen konnte, was ja zur Zeit thatsächlich der Fall ist. Und damit soll Bismarck uns einen großen nationalen Dienst geleistet haben! Bei der hoffnungslosen Dummheit unseres Philistertums steht allerdings zu erwarten, daß diese Politik auf lange hinaus noch als „genial“ gepriesen werden wird.

Bismarck kennt auch seine Leute. Auch in diesen Tagen, als die Frankfurter Zeitung die Existenz des russisch-österreichischen Nebenvertrages enthüllte, hat Bismarck ausdrücklich sich für Neben- und Rückversicherungsverträge ausgesprochen und kann sicher sein, dafür die geziemenden Lobpreisungen zu ernten.

Nach Bismarcks Sturze ist indessen nichts besser geworden. Im Gegenteil, die Präntionen Rußlands, das heißt des Jarentums, haben breiteren Raum gewonnen.

Seitdem die „Freundschaft“ mit Rußland aufgewärmt worden, hat sich das deutsche Bürgertum zum größten Teil in einen fanatischen Haß gegen England hineingearbeitet, der durch nichts begründet ist. England ist immer noch der beste Abnehmer für die deutschen Industrieerzeugnisse und das sollte dem schimpfenden Spießbürger denn doch zu denken geben. Die Fehler der englischen Politik wollen wir am wenigsten verkennen, aber gegenüber der russischen Barbarei hat der englische Einfluß wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Sache der Civilisation und der Humanität vertreten, wenn auch John Bull dabei stets sein Schäßchen zu scheren verstanden hat.

Wer so wenig Freunde hat, wie Deutschland, hat es wahrlich nicht nötig, die Engländer vor den Kopf zu stoßen. Allein damit ist die Menge der begangenen verhängnisvollen Fehler noch gar nicht erschöpft. Die unselige Agrarpolitik, wie sie Bismarck zu Gunsten seiner Kasse begonnen hat, trägt ihr Teil dazu bei, die wenigen Freunde auch noch abwendig zu machen, die uns die verkehrte Bündnispolitik mit Rückversicherung übrig gelassen hat. Das Gefährte unserer Junker, welche Deutschland absperrten und damit der ganzen handelsstrebenden Welt den Fehdehandschuh hinwerfen wollen, bleibt im Ausland nicht unbeachtet. Mit Nordamerikas handelspolitischer Feindschaft werden wir in Zukunft sehr schwer zu thun haben, nachdem so lange Zeit so entschiedene Maßregeln gegen amerikanische Fleisch- und Getreideeinfuhr getroffen und mit aller Strenge gehandhabt worden sind. Wenn diese Maßregeln noch verschärft werden, dann wird ein unheilvoller Zollkrieg unvermeidlich. Auch in Italien fühlt man sich verletzt durch die unaufhörlichen Vorschläge, die italienischen Weine, Oliven und Gemüse mit höheren Zöllen zu belegen, und die italienischen Blätter haben mit scharfen Gegenmaßregeln gedroht.

So wird Deutschland Schritt für Schritt isoliert und man tröstet sich dafür mit dem Bewußtsein, in einer militärischen Rüstung zu stecken, deren Kosten demnächst nicht mehr erschwungen werden können!

So treten heute die Wirkungen der Bismarckschen „genialen“ Politik zu Tage und unser Bürgertum kann dem Mann dafür nicht genug Lobeshymnen singen und Denkmäler errichten.

Klätliches Bürgertum!

Seuilleton.

Rheinlandstöchter.

Roman von C. Diebig.

19. Februar.

„Heute hatte ich eine große Freude. Ich wußte wohl, daß Nelda Dallmer mit ihrer Mutter in Berlin lebte; sie wohnten schon hier, als wir noch in Koblenz waren. Ich hatte ihr damals nicht einmal ordentlich Adieu gesagt, sie zogen Hals über Kopf fort, man kam gar nicht recht zur Besinnung.“

Als der Regierungsrat starb, war so viel Klatsch in der Stadt; sie redeten alle über Nelda, die Planke, die Bänglein und wie sie alle heißen.

Da war ja auch allerhand Komisches passiert, Nelda konnte sich eben nicht in den Rahmen der kleinen Stadt fügen; war sie auch drin geboren, sie war doch ein freier Vogel im Hühnerhof.

Arme Nelda, wenn ich auch so sein könnte wie du, ich kann dich jetzt besser verstehen! Ich glaube, ich habe mich damals auch falsch benommen, ich hätte mich nicht einschüchtern lassen sollen, ich hätte zu ihr halten müssen. Carlo verbot mir, sie zu besuchen; wir begegneten uns wohl mal, aber ich war gezwungen und befangen, sie kam auch nicht mehr zu mir.

Und eines schönen Tages war sie weg, nach Berlin gezogen. Es that mir leid, ich wollte ihr gern schreiben, aber ich traute mich nicht, jemanden nach ihrer Adresse zu fragen;

es wußte sie vielleicht auch keiner. Als wir nach Berlin verfezt wurden, habe ich wohl an Nelda gedacht, aber wie das so geht! — — —

Und heute mittag bin ich ihr begegnet! Im Tiergarten war's. Ich erkannte sie gleich, obgleich sie langsamer als früher ging und ruhiger. Sie trug eine Notenrolle im Arm — sie hätte an der Hochschule studiert, besonders weit habe sie's aber nicht gebracht, nun gebe sie billige Klavierstunden. Sie sah sehr nett aus.

Mich erkannte sie erst nicht, das glaub' ich wohl! Mehr als vier Jahre hatten wir uns nicht gesehen, vier Jahre verändert!

Sie hat doch sehr schöne Augen, es ist mir früher nie so aufgefallen. Und was für einen tiefen Blick die haben, als ob sie in einen hineinsehen! Ich freute mich so, daß ich weinen mußte; sie gab mir einen Kuß, und nun wollen wir uns öfter sehen.

Zu mir kommen will sie nicht, aber ich werde zu ihr gehen und auch Felicitas hindringen. Sie wohnt mehr in der Stadt, in der Drantenburger Straße; sie haben eine Art Pension, sagt sie, weil es ihnen sonst zu teuer ist und ihre Mutter immer gern Abwechslung hat. Ob es ihnen schlecht geht? Sie wohnen drei Treppen und nicht im Westen!

Jetzt weiß ich, ich werde nicht so viel mehr in mein Buch schreiben, ich will Nelda manches erzählen. Was die Leute von ihr gesagt haben, glaub' ich nicht; und wenn es auch wahr wäre, ist sie darum schlechter?

Ich stecke so mitten drin in der Schuld; ich sehe rechts, ich sehe links, es ist nichts, wie es sein soll — was werden Carlo und Anselma machen?

O Ueber Gott, set du uns gnädig!

II.

In der Villa Arnheim, Berlin W., Rauchstraße 3, war Gesellschaft.

Die elektrischen Kugellampen vor der Auffahrt werfen taghelles Licht über den festgefrorenen Schnee; die Thürstufen hinunter und noch eine Strecke weiter weiße, bunteränderte Säuler; die hohen Thürflügel stehen weit geöffnet, man sieht in das Vestibül mit den weißen Marmorbänken, den hohen Vorbeerfüßen, dem griechischen Statuen und den galonierten Dienern.

Die Villa des Börsefürsten, Herrn Geheimen Kommerzienrat Leo Arnheim, ist eine Sehenswürdigkeit; und welche Kunstschätze birgt sie! Anlässlich einer Ausstellung für nobelnde Ueberschwemmte in Honolulu oder irgend wo anders, hatte Leo Arnheim bereitwilligst seine Galerie zur Verfügung gestellt — da waren Knaus, Defregger, Gabriel Max, sogar Makart, ein Wenzel, Albenbach — beide Brüder, Oswald und Andreas — Liebermann, Böcklin, eine Menge hervorragender Künstler vertreten!

Und bei keinem sagte etwa der Kommerzienrat zum Besucher: „Hat mich so viel gekostet, und der so und so viel — großartig, nicht wahr?“ — o nein, dazu war er viel zu gut dressiert!

Er lächelte nur still und ging, den grauen Kopf liebäugelnd zur Seite geneigt, die Hände auf dem Rücken, vor seinen Schätzen auf und nieder.

Man sagte: Herr Arnheim sei jüdischer Herkunft, wenigstens sein Vater noch; warum auch nicht? Geld hatte er jedenfalls und die Leute ließen sich's wohl bei ihm sein. Seit zwei Jahren hatte er die schönste Frau in ganz Berlin, wie enthusiastische Bewunderer zu sagen pflegten.